

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 4

Artikel: Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]
Autor: Donny, Käthe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

„Jee, jee“, schrie die Frau in der Ecke und jammerte wieder. „Ich habe nichts davon gewußt, Herr Kommissar. Ich hab' nichts gewußt, ich hab' gedacht —“

„Bortherhand beschuldigt Sie ja auch keiner. Sie werden wohl die Akten nicht gestohlen haben. Aber jetzt — wo ist Lehmann? Wenn Sie es verschweigen, machen Sie sich mitschuldig.“

Die Frau zuckte die Achseln. Sie zitterte am ganzen Körper. Es war offensichtlich. Sie war einfach nicht imstande, auszusagen.

„Na, schön, werden wir abends noch mal wiederkommen.“

Das war um acht Uhr dreißig frühmorgens. Um 11 Uhr verhaftete man Karl Lehmann am Oberhafen. Er war im Begriff, auf einem Schlepper am Oberhafen in Richtung Stettin anzuhauern.

Landgerichtsdirektor Reinow ging vollkommen verfinstert im Haus herum. Sabine wagte nicht, das Gespräch auf die Anwesenheit Becker zu bringen. Sie wußte, was das alles für den Vater, diesen peinlich korrekten und objektiven Beamten, bedeutete.

Erna Bunzel war inzwischen ins Krankenhaus überführt worden. Sabine selbst hatte es angeregt. Es war unhaltbar, das Mädchen länger im Haus zu lassen.

Sabines Schuldgefühl dem Vater gegenüber wuchs. Als Geninde bei ihr anrief, ließ sie sich verleugnen. Es blieb jetzt nur eins: jede Verbindung mit ihm zu lösen. Obnein lag es durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß man sie selbst als Zeugin für die Vorkommnisse im Hause benennen würde.

Dieser Fall Becker war wie ein Strudel, der immer mehr und mehr in sich hineinsog: Menschen, Liebe, Vertrauen. Sie spürte es sehr genau, zwischen ihr und dem Vater war es wie eine Wand. Sie stand für ihn plötzlich auf der Gegenseite.

Geninde selbst machte nach seinem Telefonanruf keinen Versuch mehr, sich Sabine zu nähern. Auch ihm war klar geworden, daß zwischen ihm und ihr jetzt Schweigen sein mußte, so wie die Dinge sich entwickelt hatten. Er konnte Reinows Empörung über den Einbruch wohl nachfühlen.

Geninde war durch den Einbruch und die Festnahme Lehmanns natürlich sehr viel hoffnungsvoller geworden. Nur, daß alles im Zusammenhang mit Sabine Reinow stand, war ihm schwer.

Einmal sah er Sabine am Tage vor der Verhandlung. Sie sah sehr elend aus, wie sie da ging, ganz gegen ihre sonstige freie Art des Schreitens mit gesenktem Kopf.

Er wagte nicht, sie anzusprechen.

Sie hatten beide Pech mit ihren Schülern. —

* * *

9. Kapitel.

Am Morgen der Verhandlung gegen Becker bekam Geninde einen Brief von Thomas Mintheffer aus Riffingen. Der Brief brachte ihm neue Beschwerden. Zwischen Abda Hierzel und Thomas Mintheffer schien es ernstlich zu Ende. Auch da hatte der Fall Becker, wie Geninde bitter feststellen mußte, nur Unglück gebracht. Abda und ihr Vater hatten es Mintheffer offenbar nicht verziehen, daß sie durch ihn in diese Sache hineingezogen wurden.

„Besonders schwer ist“, schrieb Mintheffer, „daß ich mit Fräulein Hierzel und ihrem Vater dauernd dienstlich zu tun habe. Sie können sich denken, lieber Geninde, was das heißt. Ich habe, seitdem ich meine Liebe zu Annette überwunden habe, keinen Menschen mehr so lieb gehabt, wie Abda. Ich kann einfach nicht begreifen, daß die Tatsache der Zeugenbenennung sie derartig unglücklich macht. Bei dem alten Herrn verstehe ich es ja. Er hat eine altmodische Abneigung gegen die Öffentlichkeit.

Aber daß Abda an dieser Geschichte eine seelische Beziehung scheitern läßt, ist mir kummervoll.“

Mintheffers Brief schloß mit der Bitte an Geninde, sich wenn möglich um Abda zu kümmern und einmal zu versuchen, ob er den wahren Grund ihrer feindseligen Abwehr herausbekommen könnte.

Geninde konnte ein bitteres Gefühl nicht unterdrücken. Was für Einsicht Mintheffer von ihm da erhoffte. Dabei gelang es ihm nicht einmal, bis in die letzten Bezirke von Beckers Seele vorzustoßen. Und um den hatte er sich doch weiß Gott bemüht, wie kaum bisher um einen Menschen.

Als Geninde vor dem Landgericht vorfuhr, sah er vor dem Eingang Gruppen von Menschen stehen. Sie vermochten keine Plätze mehr im Gerichtssaal bekommen haben.

„Dos is är“, sagte eine Frau und deutete auf Geninde.

Hier und da aus der Menge begrüßte man ihn. Es war wie ein Widerhall seiner Arbeit und seines Wollens. Eine kleine warme Freude erhellte die Trübe in ihm. Die Menschen wußten also doch, wie er kämpfte und wofür. Er grüßte freundlich und etwas verlegen.

Bis zum Verhandlungsbeginn war noch etwas Zeit. Drum ging Geninde zu seinem Klienten.

Er fand ihn, wie er erwartet hatte, keineswegs aufgeregter, sondern in der gleichen sanften Apathie der letzten Zeit. Nur noch elender sah er aus. Das Weiß seines Gesichtes, durch die Haft noch gebleicht, war beinahe grünlich.

Geninde hatte Becker nichts von dem Attendiebstahl gesagt. Er hielt damit vielleicht schon die Fäden in der Hand.

Aber erstens war keine Möglichkeit für ihn gewesen, Lehmann vor der Verhandlung persönlich zu befragen. Die Einsicht in das Protokoll über Lehmanns Aussage ergab nichts als das Bild eines anscheinend böswillig schweigenden Menschen.

Zum andern wollte Geninde von Lehmanns Verhaftung Becker gegenüber nichts erwähnen. Solange man die wahren Zusammenhänge zwischen Lehmann und Becker und dem Mord an der Wendling nicht aufgedeckt hatte, konnte das in Becker nur Verwirrung schaffen.

Man durfte sich das ohnehin komplizierte Gewebe dieses Falles nicht noch mehr verknoten lassen. — — —

„Na, nur Mut, Herr Becker, ich setze alles daran, für Sie Recht zu bekommen.“

Becker lächelte. Es war ein wunderliches Lächeln. Geninde wußte es sich nicht zu erklären.

„Wie Sie es machen, wird es schon recht sein, Herr Rechtsanwalt“, sagte er, und dann leise, „den Wächter haben Sie noch nicht gefunden.“

„Aber Becker, machen Sie mir doch nichts vor. Lassen Sie doch die Geschichte mit dem Wächter.“

Er fuhr zurück. Beckers Gesicht war plötzlich von einem dunklen Rot überflammt. In diesem Rot sah die kleine Narbe plötzlich bleicher aus.

„Ich lüge nicht“, flüsterte er, „der Wächter war da. Glauben Sie mir etwa auch nicht?“

„Natürlich glaube ich Ihnen.“

Geninde war geradezu erschrocken. Dieser Wächter war zweifellos eine Wahngestalt. Der Mann hatte sie sich in seinen Verzweiflungsphantasien bestimmt selber geschaffen und glaubte nun so fest daran, wie eben ein Besessener an etwas glaubte.

„Ich glaube Ihnen ja, Herr Becker, aber ich meine, wir dürfen auf diese Sache kein Gewicht legen. Solange wir den Mann nicht hier vor Gericht haben, kann es uns mehr schaden als nützen, wenn wir auf ihm als Existenz beharren.“

„Na — nun sind Sie ja schon wieder ruhiger“, sagte er tröstend, „ich denke, wir schaffen es mit oder ohne Wächter.“

„Aber wahr ist der Wächter doch“, wiederholte Becker mit dem Eigensinn eines Monomanen.

Der Schwurgerichtssaal war ein kühler Raum. Drei große Fenster gingen auf den Stadtgraben hinaus. Man sah ein paar zusammengestellte Kronen sommerlicher Bäume. An den Spitzen der Zweige waren die Blätter schon mit einem Schein von Gelb.

Fortsetzung Seite 95.